

François Höpflinger (www.hoepflinger.com)

Soziale Beziehungen im Alter - Entwicklungen und Problemfelder

Zusammenfassung

Unter dem Stichwort 'soziale Beziehungen' werden völlig unterschiedliche soziale Beziehungskonstellationen zusammengefasst. Im folgenden wird auf die Bedeutung verschiedener Beziehungsformen für das Leben in späteren Lebensphasen eingegangen. Das Verhältnis von familialen versus ausserfamilialen Beziehungen, von zugeschriebenen versus selbst gewählten Kontaktpersonen sowie zu Kontakten mit Gleichaltrigen oder jüngeren Menschen variiert auch im Alter.

Konkret geht es hier um Kontakte und Beziehungen zu folgenden Personen:

a) PartnerIn: Mit steigendem Alter sinkt der Anteil von Frauen und Männer mit PartnerIn ab. Da Frauen länger leben als Männer ist Verwitmung primär ein 'Frauensicksal'. Gegenwärtig wird das Alter durch 'ehfreundliche Generationen' geprägt, wodurch sich der Anteil betagter Ehepaare erhöht hat.

b) Kinder: Gegenwärtig ist der Anteil von Kinderlosen bei der älteren Bevölkerung verhältnismässig gering. Zwar leben erwachsene Kinder zumeist nicht im gleichen Haushalt wie ihre alten Eltern, aber die gegenseitigen Kontakte sind oft eng und intensiv, wobei die intergenerationellen Transfers häufig in beide Richtungen – von jung zu alt wie auch von alt zu jung verlaufen, und von einem Abbrechen der Generationensolidarität kann kaum die Rede sein.

c) Enkelkinder: Drei-Generationen-Haushalte sind relativ selten, und vorherrschend ist heute eindeutig das Muster einer 'multilokalen Mehrgenerationenfamilie'. Das heutige gesellschaftliche Wertesystem betont klar die persönliche Freiheit und Selbständigkeit der verschiedenen Generationen. Die Grosseltern-Enkelkind-Beziehungen sind heute weniger instrumentell-materiell als emotional-psychisch geprägt, wobei die vorhandenen Studien zeigen, dass sich die Kontakte und Beziehungen der Grosseltern zu ihren Enkelkindern intensiviert haben. Gleichzeitig leisten die Grosseltern beträchtliche soziale Unterstützung zugunsten der jüngeren Generation (junge Familien und Enkelkinder).

d) Geschwister: Die historische Entwicklung zur Kleinfamilie hat dazu geführt, dass eine Vielzahl von Geschwistern selten geworden ist, und in städtischen Regionen ist der Anteil älterer Menschen ohne oder mit nur einem Geschwister beträchtlich. Soweit vorhanden, werden Geschwisterbeziehungen im Alter teilweise wieder intensiver, auch weil die Geschwisterbeziehungen eine Vermittlung zwischen familialer Vergangenheit und biographischer Gegenwart erlauben.

e) Freunde: Der Anteil älterer Menschen mit Freunden ist eher angestiegen, und auch im hohen Alter weist die Mehrheit zumindest eine Vertrauensperson auf. Freundschaften beruhen einerseits stark auf Gegenseitigkeit und andererseits handelt es sich oft um gleichaltrige Personen mit gleichen Interessen. Die vorhandenen Daten weisen darauf hin, dass Freundschaftsbeziehungen nicht 'Ersatz' für familiäre Beziehungen sind, sondern ein eigenständiges soziales Netz darstellen.

f) Nachbarschaftskontakte: Aufgrund der hohen Mobilität (Besitz eines Automobils) haben sich die Nachbarschaftskontakte bei jüngeren RentnerInnen teilweise eher gelockert. Bedeutsam werden Nachbarschaftskontakte und -hilfe allerdings bei Mobilitätseinschränkungen. Eine funktionierende Nachbarschaftshilfe muss - so die Erfahrungen - jedoch frühzeitig organisiert und betreut werden.

g) Kontakte zu jungen Leuten allgemein: Während sich die Kontakte zwischen Grosseltern und Enkelkindern in den letzten Jahrzehnten eher intensiviert haben, sind die ausserfamilialen Kontakte zwischen jungen und älteren Menschen im allgemein recht locker und punktuell. Die im allgemeinen lockeren Beziehungen zwischen Jung und Alt im Alltagsleben sind eng mit der Tatsache verknüpft, dass heute jede Generation weitgehend ihr eigenes, selbständiges Leben führt. Zudem werden intergenerationelle ausserfamiliale Kontakte durch eine ausgeprägte sozio-kulturelle Segregation noch verstärkt, indem speziell im Freizeit-, Konsum- und Werbebereich altersspezifische Zielgruppen angesprochen und gepflegt werden.

Gesamtbild: Menschen im Alter sind zwar insgesamt häufig gut in soziale Netzwerke integriert, dabei handelt es sich jedoch häufig entweder um Familienmitglieder oder um Gleichaltrige. Ausserfamiliale Generationenbeziehungen hingegen sind häufiger lückenhaft.

Einleitung und Problemstellung

Gute soziale Beziehungen sind unbestreitbar in jeder Lebensphase ein zentrales Element sozialer Integration, und auch das Wohlbefinden von Frauen und Männern wird von guten sozialen Beziehungen mitbestimmt. Entsprechende Studien bei älteren Menschen zeigen dabei, dass weniger die Quantität als die Qualität sozialer Beziehungen das Wohlbefinden erhöht (vgl. Perrig-Chiello 1997). Entscheidend in späteren Lebensphasen ist insbesondere das Vorhandensein mindestens einer Vertrauensperson. Gute Sozialbeziehungen sind zudem eine zentrale Quelle sozialer Unterstützung, etwa im Fall von Hilfs- und Pflegebedürftigkeit älterer Menschen. Gleichzeitig kann sich ein gutes soziales Netz, welches emotionale wie instrumentelle Unterstützung anbietet, positiv auf die Gesundheit wie auch auf den Behandlungserfolg bei sozio-medizinischen Interventionen aus (wobei soziale Unterstützung neben einem direkten Effekt auch indirekte Wirkungen (im Sinne von 'Puffer-Effekten') aufweisen kann (vgl. Meyer 2000).

Soziale Beziehungen sind allerdings in ihrer Form und Art sehr vielfältig, und Struktur, Dynamik und psychosoziale Wirkungen sozialer Beziehungen variieren je nachdem ob es sich um eine Partnerbeziehung, eine Eltern-Kind-Beziehung, um Beziehungen zu Geschwistern, zu Nachbarn oder Arbeitskollegen usw. handelt. Für einen aktuellen Überblick zu verschiedenen Formen persönlicher Beziehungen eignet sich das ‚Handbuch Persönliche Beziehungen‘ (Lenz, Nestmann 2009).

In öffentlichen Diskussionen sind bezüglich Sozialbeziehungen im Alter allerdings zwei Stereotype immer noch weit verbreitet: Zum einen herrscht teilweise die kulturpessimistische Vorstellung eines Zerfalls sozialer und namentlich auch familialer Solidarität und Unterstützung vor (mit Klagen über eine anonymisierte Gesellschaft), obgleich alle durchgeführten Netzwerkanalysen namentlich den Zerfall familialer Generationensolidarität empirisch nicht belegen (vgl. Brandt 2009, Hoff 2006; Perrig-Chiello, Höpflinger, Suter 2008).

Zum anderen ist 'Einsamkeit im Alter' weiterhin eine verbreitete Thematik im Rahmen defizitärer Bilder zum Alter. Zu den unkritisch immer wieder aufgeführten Behauptungen gehört, dass Einsamkeit im Alter im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung an Bedeutung gewann, da unsere Gesellschaft anonymer und unsolidarischer geworden sei. Ein Vergleich der Einsamkeitsgefühle bei alten Menschen aus Genf und dem Wallis zwischen 1979 und 1994 widerlegte diese Behauptung schon für die Mitte der 1990er Jahre: So sank der Anteil der sich oft einsam fühlenden AHV-Rentnerinnen im Zentralwallis zwischen 1979 und 1994 von 20% auf 13% und in Genf von 22% auf 11% (vgl. Lalive d'Epinay, Maystre et al. 1997: 107 (Wallis); Lalive d'Epinay, Bickel et al. 1997: 54 (Genf)). Nach Angaben aus der Schweizerischen Gesundheitsbefragung lag der Anteil der sich ziemlich oder sehr häufig einsam fühlenden älteren Menschen noch tiefer. 2007 fühlten sich weniger als fünf Prozent der 65-79-jährigen Befragten häufig einsam, aber fast ein Fünftel erwähnte, sich manchmal einsam zu fühlen. Von den zuhause lebenden 80-jährigen und älteren Befragten fühlten sich gut 7-8% häufig einsam und ein Viertel manchmal einsam. Einsamkeit im Alter existiert, ist aber weniger häufig als häufig vermutet wird. Zu beachten ist allerdings, dass das Gefühl von Einsamkeit und soziale Isolation - definiert als Fehlen guter sozialer Beziehungen - nicht deckungsgleich sind. Einerseits fühlen sich nicht alle sozial isolierten Betagten einsam, andererseits ist Einsamkeit auch in einer Ehe denkbar. Zudem kann soziale Isolation und Vereinsamung im hohen Lebensalter auch das Ergebnis eines gewollten sozialen Rückzugsprozess darstelle. Entsprechende Längsschnittbeobachtungen weisen nach, dass viele alte Menschen ausserfamiliale soziale Beziehungen aus eigenem Antrieb und selbst gewählten Gründen beenden

(vgl. Lang 2000, 2007). Mortalität ist nur ein Faktor, und oft nicht der entscheidende Faktor, für eine Abnahme sozialer Kontakte im hohen Alter.

Im folgenden geht es primär um soziale Beziehungen in späteren Lebensphasen (nachberufliche Phase und Hochaltrigkeit) (und weniger um Einsamkeit als Gefühl oder Indikator depressiver Symptom). Dabei muss eine sorgfältige Analyse genau unterscheiden zwischen den Effekten des Alters bzw. der Langlebigkeit - welche etwa dazu beiträgt, dass PartnerIn oder Gleichaltrige wegsterben - und Effekten der bisherigen Lebensgeschichte (wodurch etwa soziale Isolation und Desintegration in früheren Lebensphasen auch zur Isolation im Alter beitragen). Gleichzeitig sind Kohortenunterschiede zu beachten, und generationenspezifische Unterschiede bezüglich Heiratsverhalten, Kinderzahl oder Bedeutung von FreundInnen und Nachbarn können auch im Alter bedeutsam sein. So führten historische Umstände dazu, dass der Anteil verwitweter Frauen im Alter in Deutschland zeitweise höher lag als in der Schweiz (vgl. Höpflinger 2000). Bestimmte Geburtsjahrgänge sind durch einen hohen Anteil an Kinderlosen geprägt, und auch die Bedeutung von Freunden und Nachbarn variiert je nach Geburtsjahrgängen. Ohne sorgfältige Differenzierung von Alters-, Perioden- und Kohorten-Effekten besteht die Gefahr, dass kohortenspezifische und lebensgeschichtliche Effekte fälschlicherweise als Effekte des Alters interpretiert werden (vgl. Höpflinger, Stuckelberger 1999: 19ff.).

Zentral ist auch, dass unter dem Stichwort 'soziale Beziehungen' völlig unterschiedliche soziale Beziehungskonstellationen zusammengefasst sind. Und im folgenden soll gerade auf die Bedeutung verschiedener Beziehungsformen für das Leben in späteren Lebensphasen eingegangen werden.

Theoretische Grundlagen

Die theoretische Bedeutung verschiedener sozialer Beziehungen namentlich bezüglich Unterstützungsleistungen wird unterschiedlich interpretiert. In der Literatur stehen zur Frage der Aufgaben- und Arbeitsteilung in sozialen Netzwerken vor allem zwei theoretische Positionen im Zentrum der Diskussion: Einerseits besteht die These von der 'hierarchischen Kompensation', wonach es eine kulturell vorgegebene Hierarchie an Unterstützungspersonen gibt (z.B. zuerst EhepartnerIn, dann Kinder und erst danach ausserfamiliäre Bezugspersonen) (vgl. Cantor 1979, 1991). Zum anderen besteht die Gegenthese der 'funktionalen Spezifität' sozialer Beziehungen, wonach jeweils unterschiedliche Beziehungen jeweils unterschiedliche soziale Aufgaben übernehmen (vgl. Litwak 1985, Messeri et al. 1993). Empirisch ergeben die vorhandenen Daten kein eindeutiges Bild, um klar eine der beiden Thesen abzulehnen. Die Mehrdeutigkeit sozialer Unterstützung wurde auch im deutschen Alterssurvey klar deutlich (vgl. Künemund, Hollstein 2000: 252).

Die Mehrdimensionalität sozialer Netzwerke hängt gerade damit zusammen, dass verschiedene soziale Beziehungen unterschiedliche kulturelle, soziale und psychologische Merkmale aufweisen. So haben Freundschaften einen gänzlich anderen Charakter als Eltern-Kind-Beziehungen, und die Beziehung zum Ehepartner unterscheidet sich in wichtigen Dimensionen von Beziehungen unter Geschwistern, usw.

Inhaltlich - bezogen auf Unterstützung und Solidarität - sind bei sozialen Beziehungen namentlich drei Dimensionen bedeutsam: erstens Art und Ausmass an (instrumentellen) Hilfeleistungen, zweitens die (emotionale) Beziehungsenge und drittens die Kontakthäufigkeit. Die drei Dimensionen können - wie Kohli et al. (2000: 202-205) am Beispiel von Eltern-Kind-Beziehungen in späteren Lebensphasen sehr schön illustrieren - unabhängig voneinander variieren. Eine hohe Kontakthäufigkeit muss nicht mit emotional enger Beziehung einhergehen, wie umgekehrt eine enge Beziehung vorliegen kann, ohne dass es zu häufigen Kontakten kommt. Instrumentelle Hilfe kann auch unter entfremdeten Angehörigen geleistet werden, usw.

Auch Bengtson und Roberts (1991) konzeptualisieren (intergenerationelle) Solidarität als vielschichtiges und multidimensionales Konstrukt, mit sechs Elementen:

- a) Affektive Solidarität: Art und Ausprägung von positiven Gefühlen gegenüber Bezugspersonen und Ausmass der Reziprozität dieser Gefühle,
- b) Assoziationale Solidarität: Häufigkeit der Kontakte und Kontaktmuster,
- c) Konsensuale Solidarität: Ausmass der gegenseitigen Übereinstimmung in Werten, Einstellungen und Überzeugungen,
- d) Funktionale Solidarität: Ausmass der gegenseitigen Hilfe und des Austauschs von Ressourcen,
- e) Normative Solidarität: Stärke der Verpflichtungen gegenüber familialen Rollen und intergenerationellen Leistungen,
- f) Strukturelle Solidarität: Möglichkeiten zu Pflege sozialer Beziehungen aufgrund von in Grösse und Art der Familie sowie der geographischen Nähe von Familienmitgliedern.

Die verschiedenen Elemente intergenerationaler Solidarität sind untereinander nicht immer stark interkorreliert. So zeigen sich oft keine hohe Korrelationen zwischen Zuneigung, Kontakthäufigkeit und intergenerationallem Konsens. Wenn sich also ältere Eltern und ihre Kinder häufig sehen, empfinden sie sehr wahrscheinlich auch positive Gefühle füreinander, sie stimmen aber deswegen nicht in ihren Wertvorstellungen, Einstellungen und Überzeugungen überein. Intergenerationelle familiäre Solidarität ist damit ein mehrdimensionales Konstrukt, auch wenn sich teilweise zwischen verschiedenen Elementen deutliche Zusammenhänge ergeben. So hängt etwa normative Solidarität - die Erwartungen, dass erwachsene Kinder und ihre älteren Eltern Familienrollen ausüben und Familienverpflichtungen nachgehen sollten - mit der affektiven und der assoziationalen Solidarität zusammen. Darüber hinaus erwies sich eine bessere Gelegenheitsstruktur für Interaktionen (Nähe des Wohnortes und gute elterliche Gesundheit) als positiv in Bezug auf die Kontakthäufigkeit (vgl. Szydlik 2000).

Formal betrachtet lassen sich soziale Beziehungen (im Alter) ihrerseits nach vier Hauptkriterien unterscheiden:

- a) Zusammenleben im gleichen Haushalt versus Leben in unterschiedlichen Haushalten: Ehepartner leben zumeist im gleichen Haushalt, wodurch sie auch als Unterstützungspersonen in alltäglichen Dingen immer an erster Stelle stehen. Alle anderen soziale Beziehungen - zu Freunden, zu Kindern, Enkelkindern, Geschwistern usw. - sind zumeist multilokal organisierte Beziehungen und unterliegen primär dem Prinzip von 'Intimität auf Abstand'.
- b) Familial-verwandtschaftliche Beziehungen versus nicht-familiale Beziehungen: (Bluts-) Verwandte geniessen auch in unserer Gesellschaft einen anderen Stellenwert als 'Wahlverwandte' (und dies gilt nicht nur bezüglich Familien- und Erbrecht). So sind die Kontakte älterer Menschen zu ihren Enkelkindern intensiver als zu anderen Kindern oder Jugendlichen, und Kontakte zu biologischen Grosseltern sind zumeist intensiver als zu Stiefgrosseltern. Freundschaften sind auch im Alter gerade deshalb wertvoll, weil es sich hier um selbst gewählte Beziehungen ausserhalb familialer Verpflichtungen und Konfliktsituationen handelt, usw.
- c) Zugeschriebene versus frei wählbare Beziehungen: Diese Unterscheidung deckt sich teilweise mit der Unterscheidung familial-verwandtschaftlicher und ausserfamilialer Beziehungen, da die meisten Angehörigen 'zugeschrieben' sind. Weder Eltern noch Geschwister oder Tanten und Onkeln sind frei wählbar. Dasselbe gilt für Enkelkinder. Einzig die Zahl und teilweise die Entwicklung der eigenen Kinder kann zeitweise 'gestaltet' werden, wobei die in früheren Lebensjahren getroffenen Entscheidungen sich irreversibel auf das Alter auswirken. Wer mit vierzig Jahren keine Kinder hat, muss mit achtzig Jahren das Fehlen von Nachkommen (Kinder und Enkelkinder) zwangsläufig zu kompensieren suchen. Freunde hingegen sind in jeder Lebensphase wählbar, und das gleiche gilt für enge Bekannte oder - teilweise - für professionelle Beratungspersonen. Aber auch bei ausserfamilialen Beziehungen ist die Wählbarkeit teilweise eingeschränkt, dies gilt etwa für die Nachbarn oder für Vorgesetzte und ArbeitskollegInnen. Erst

mit der Pensionierung werden Arbeitskontakte frei gestaltbar, indem es dann möglich wird, nur mit ausgewählten ehemaligen KollegInnen den Kontakt aufrechtzuerhalten.

- d) Zugehörigkeit zur gleichen Altersgruppe (und damit zwangsläufig zur gleichen sozio-historischen Generation) versus Zugehörigkeit zu älteren bzw. jüngeren Altersgruppen bzw. Generationen. Häufig eher gleichaltrig sind Freunde, EhepartnerIn und Geschwister (namentlich im Alter, wo früher zentrale Altersunterschiede zwischen Geschwistern irrelevant werden). Auch ehemalige ArbeitskollegInnen gehören oft in etwa der gleichen Generation an bzw. sie befinden sich zumindest gemeinsam in der nachberuflichen Lebensphase. Kinder und namentlich Enkelkinder gehören zwangsläufig zur jüngeren Generation, und mit steigendem Lebensalter werden etwa auch Nachbarn oder professionelle HelferInnen relativ 'jünger', usw. Umgekehrt können ältere Menschen gegenüber jüngeren Menschen die Rolle eines (älteren) Mentors übernehmen, um somit Aspekte der 'Generativität' zu verwirklichen.

Das Verhältnis von familialen versus ausserfamilialen Beziehungen, von zugeschriebenen versus selbst gewählten Kontaktpersonen sowie zu Kontakten mit Gleichaltrigen oder jüngeren Menschen kann auch im Alter variieren.

Tabelle 1:

Vorhandene Kontaktpersonen im Alter: Ergebnisse schweizerischer Studien

A) Soziales Netz älterer Menschen in der deutschsprachigen Schweiz 2008

	N:	Zuhause lebende Befragte nach Alter:					80-jährig und älter in Alterseinrichtung
		60-64	65-69	70-74	75-79	80+	
Haben (noch):		232	229	200	145	207	232
- EhepartnerIn		62%	63%	55%	50%	35%	12%
- Geschwister		86%	86%	80%	80%	64%	60%
- Kinder		72%	81%	84%	87%	84%	78%
- Enkelkinder		48%	64%	77%	79%	78%	75%
- Freunde		93%	95%	95%	92%	89%	78%
- Haustier/e		32%	32%	26%	20%	22%	-

Quelle: Höpflinger 2009 (Erhebung zum Wohnen im Alter).

B) Enge und gute Angehörigen-, Freundes und Nachbarschaftskontakte 2007

	Zuhause lebende Befragte nach Alter:				
	60-64	65-69	70-74	75-79	80+
%-mit engen und guten Verwandtschaftskontakten	92%	86%	89%	85%	84%
%-mit engen Freundschaften	93%	91%	85%	84%	72%
%-mit engen Nachbarschaftskontakten	78%	75%	77%	62%	68%

Quelle: Schweiz. Haushaltspanel Data 2007 (gewichtete Daten)

Soziale Beziehungen älterer Menschen im Detail

Im folgenden werden - anstatt allgemein soziale Beziehungen im Alter anzusprechen - die Entwicklungen sowie Vor- wie Nachteile ausgewählter sozialer Beziehungen bei älteren Menschen analysiert. Konkret geht es um Kontakte und Beziehungen zu folgenden Personen: PartnerIn, eigene Kinder, Enkelkinder, Geschwister sowie Freunde, Nachbarn und junge Leute allgemein.

In Tabelle 1 sind Daten über vorhandene Kontaktpersonen älterer Menschen aus neueren schweizerischen Untersuchungen aufgeführt. Dabei wird einerseits deutlich, dass die Mehrheit auch der älteren Menschen Angehörige und ausserfamiliale Kontaktpersonen aufweist, und alle vorliegenden Studien zeigen, dass nur relativ wenige ältere Menschen zu Angehörigen keine oder schlechte Kontakte pflegen. Andererseits wird klar, dass nicht alle Kontaktpersonen altersabhängig an Relevanz einbüßen (ein Punkt, der nachfolgend im Detail diskutiert wird).

Im folgenden werden Entwicklung und Form verschiedener Bezugs- und Kontaktpersonen im Alter detaillierter betrachtet.

A) PartnerIn: Sofern vorhanden ist und bleibt die Ehe(-Partnerin) bzw. der (Ehe)-Partner die wichtigste Bezugs- und Unterstützungsperson. So zeigen die Ergebnisse des deutschen Alterssurvey, dass der Partner bzw. die Partnerin sowohl in kognitiver als auch in emotionaler und instrumenteller Hinsicht bei 70-85-jährigen Personen als Unterstützungsperson eindeutig den ersten Rang einnimmt, sofern vorhanden (vgl. Künemund, Hollstein 2000: 254). Dasselbe Ergebnis lässt sich aus den Daten der Schweizerischen Haushaltspanel ableiten, und wenn alte Menschen in einer Partnerschaft leben, ist der Partner bzw. die Partnerin auch in der Schweiz fast immer die wichtigste Bezugs- und Ansprechperson. Im höheren Lebensalter sinkt einzig die wahrgenommene praktische Hilfe, da der Partner bzw. die Partnerin häufig selbst auch altersbezogene Einschränkungen erfährt. Im Alter ist es allerdings primär das Fehlen eines Partners bzw. einer Partnerin, die grosse Lücken hinterlässt.

Und mit steigendem Lebensalter erhöht sich erwartungsgemäss das Risiko einer Verwitwung, wodurch eine wesentliche Bezugsperson wegfällt. Entsprechend sinkt der Anteil von Frauen und Männern mit PartnerIn mit steigendem Lebensalter klar ab (wie auch die Daten in Tabelle 2 eindrücklich illustrieren).

Bei der Betrachtung der Partnerbeziehungen im Alter sind allerdings sowohl geschlechtsspezifische als auch kohortenspezifische Unterschiede zu beachten:

Aufgrund geschlechtsspezifischer Unterschiede der Lebenserwartung (Frauen leben länger als Männer), kombiniert mit geschlechtsspezifischem Heiratsverhalten (Männer heiraten häufig eine jüngere Frau) ist Verwitwung im höheren Lebensalter primär 'Frauensicksal'. Und insgesamt ist das Verwitwungsrisiko von Frauen in Europa doppelt so hoch als dasjenige von Männern (vgl. Höpflinger 1994). Unterschiede der Wiederverheiratungsraten (Männer heiraten auch im höheren Lebensalter häufiger als Frauen erneut) verstärken die geschlechtsspezifischen Differenzen zusätzlich. Während in der Schweiz fast sechzig Prozent der 85-89-jährigen Männer sich immer noch oder erneut in einer Partnerbeziehung befinden, haben nur 13% der gleichaltrigen Frauen einen Partner (vgl. Tabelle 2). Vom Unterstützungspotenzial 'Partnerin' profitieren somit Männer in weitaus stärkerem Masse als Frauen. Umgekehrt scheinen Männer allerdings stärker von einer Ehe 'abhängig' zu sein, wie die bei Männern deutlichen Mortalitätsunterschiede zwischen Verheirateten und Nichtverheirateten illustrieren (vgl. Höhn, Pollard 1992).

Tabelle 2: Partnerbeziehung nach Alter und Geschlecht, Schweiz 1980 - 2010

% - Anteil in Paarbeziehung *		Altersgruppen:					
		65- 69	70- 74	75- 79	80- 84	85- 89	90+
Männer:							
1980		81%	76%	69%	58%	45%	30%
1990		82%	79%	73%	64%	51%	35%
2000		84%	81%	76%	69%	58%	43%
2010		83%	83%	80%	71%	62%	48%
Frauen:							
1980		54%	42%	29%	17%	9%	3%
1990		57%	45%	33%	21%	11%	4%
2000		63%	53%	37%	24%	13%	6%
2010		64%	56%	43%	32%	18%	10%

*verheiratete Personen und nicht-verheiratet zusammenlebende Personen.

Quelle: Höpflinger, Hugentobler 2005.

Neben geschlechtsspezifischen Unterschieden zeigen sich aber auch interessante Kohortenunterschiede. So ist namentlich in der Schweiz auffällig, dass der Anteil betagter oder hochbetagter Paare in den letzten Jahrzehnten stark angestiegen ist. Waren 1950 erst 40% der 80-84-jährigen Männer verheiratet, sind es heute über 66%, und auch bei den 80-84-jährigen Frauen hat sich der Anteil verheirateter Frauen von 12% auf 22% erhöht. Darin widerspiegeln sich zum einen die Auswirkungen einer erhöhten Lebenserwartung, wodurch sich die Chancen erhöht haben, gemeinsam alt zu werden. Bei den jüngeren Rentnergenerationen steigt allerdings auch der Anteil der Geschiedenen an, wobei allerdings die 'scheidungsfreudigen Generationen' erst allmählich ins Rentenalter eintreten. Zum anderen entstammen die heutigen älteren und alten Frauen und Männer - die zumeist in der Nachkriegszeit ihre Familien gründeten - stark ehe- und familienfreundlichen Geburtsjahrgängen. Familiensoziologisch betrachtet war die Ehe- und Familienentwicklung der Nachkriegszeit eine historische Sonderphase, basierend auf der Kombination einer Monopolstellung des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells und einem raschen Anstieg des Wohlstandsniveaus, die es auch Frauen und Männern in unteren Angestellten- und Arbeiterberufen ermöglichte, sich 'ihren Traum vom glücklichen Familienleben' zu erfüllen. Entsprechend war der Anteil der Ehe- und Kinderlosen in diesen Geburtsjahrgängen deutlich geringer als in früheren oder späteren Geburtskohorten. Die hohe Ehefreundlichkeit der heutigen Betagten basiert allerdings oftmals auf weiterhin klassischen Idealvorstellungen einer Familie (Ehemann ist für die wirtschaftliche Existenzsicherung seiner Familie verantwortlich, Ehefrau kümmert sich voll um Haushalt und Kinder). Während den 'Goldenen Jahren der bürgerlichen Ehe' war die Erwerbsbeteiligung verheirateter Frauen vergleichsweise gering, und entsprechend haben viele der heute betagten Frauen eine klassische 'Hausfrauen- und Mutter'-Biographie aufzuweisen, wogegen bei alten Männern patriarchale Wertvorstellungen noch verbreitet sind. Traditionelle Ehevorstellungen erhöhen allerdings im Alter die Gefahr einer primär ritualisiert-routinisierten Ehebeziehung.

Neue Generationen älterer Frauen und Männer werden weniger oft verheiratet sein, wobei auch im Alter der Anteil der sogenannten nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften klar ansteigt. Wichtig ist aber auch, dass künftige Generationen älterer Paare eine oft stärker individualisierte Paarbeziehung pflegen. Getrennte Ferien oder getrennte Schlafzimmer im Alter, ebenso wie eine stark partnerschaftlich organisierte Beziehung werden dabei häufiger.

B) Eigene Kinder: Die überwiegende Mehrzahl der älteren und betagten Frauen und Männer kann weiterhin auf (lebende) Kinder zurückgreifen. Bei den heute älteren und alten Menschen wurden Lebensweise und familiale Werthaltungen in starkem Masse durch die besondere Konstellation der ersten Nachkriegsjahrzehnte geprägt: Die Nachkriegsjahre bis Mitte der 1960er Jahre waren die 'Goldenen Jahre des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells'. Die vorgängigen Krisen- und Kriegsjahre erhöhten den Wunsch junger Frauen und Männer nach einem geordneten privaten Familienleben. Der Wert der Ehe als Lebensform war unbestritten, und andere Lebensformen wurden kaum toleriert. Der rasche Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegszeit erlaubte es den damals jungen Frauen und Männern, den Wunsch nach einer frühen Eheschliessung und Familiengründung zu verwirklichen. Entsprechend sank das mittlere Heiratsalter in den ersten Nachkriegsjahrzehnten deutlich. Parallel dazu kam es zu einem markanten 'Baby-Boom'. Die Geburtenraten stiegen in der Schweiz schon kurz nach Ende des II. Weltkriegs rasch an, um auch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten vergleichsweise hoch zu bleiben. Während bei den krisengeplagten Geburtsjahrgängen 1901/05 nur 193 Geburten pro 100 Frauen zu verzeichnen waren, stieg das Geburtenniveau bei den zwischen 1920 und 1935 Geborenen auf 225 Geburten pro 100 Frauen an. Der Anstieg der Geburtenzahlen wie auch die Vorverschiebung der Familiengründung bedeuteten keineswegs eine Rückkehr zur kinderreichen Familie, sondern im Gegenteil eine weitere Verstärkung der (bürgerlichen) Kleinfamilie. Denn der Geburtenanstieg wurde primär dadurch ausgelöst, dass mehr Frauen als früher überhaupt heirateten und Kinder hatten. So sank der Anteil kinderlos bleibender Frauen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten deutlich. Während von den 1911/15 geborenen Frauen - die ihre Phase der Familiengründung in der Zwischenkriegszeit erlebten - 25% kinderlos blieben, waren es bei den 1931/35 geborenen Frauen nur noch 15% und bei den 1940 geborenen Frauen sogar nur 10%. Damit ist bei der neuen Rentnergeneration der Anteil derjenigen, welche keine (lebenden) Nachkommen aufweisen, noch relativ gering. Auch in den nächsten Generationen dürfte der Anteil derjenigen, die im Alter keine Kinder haben, gering bleiben. Erst wenn die nach 1950 geborenen Frauen ins Alter kommen, wird sich der Anteil älterer Kinderloser erneut erhöhen. Die 1965 geborenen Frauen aus der Schweiz wie aus Deutschland werden zu fast einem Drittel kinderlos sein (was im höheren Lebensalter einschliesst, dass fehlende familiale Beziehungen gezielt durch ausserfamiliale Kontakte (Freundschaften) kompensiert werden müssen).

Zwar leben erwachsene Kinder zumeist nicht im gleichen Haushalt wie ihre alten Eltern, aber die gegenseitigen Kontakte zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern sind vielfach intensiv, und persönliche, aber auch telefonische Kontakte werden häufig regelmässig gepflegt. Enge Beziehungen zu Angehörigen können auch bei grosser Wohnentfernung gepflegt werden, etwa durch regelmässige telefonische oder elektronische Kontakte. Hingegen sind alltagsbezogene informelle Hilfeleistungen eng mit der Wohnortsnähe der Angehörigen verknüpft.

Zum Begriff von 'Intimität auf Abstand' passen am ehesten die nicht koresidenten Generationenbeziehungen, die sich durch eine grosse emotionale Verbundenheit auszeichnen. Diesbezüglich zeigen sich auch geschlechtsspezifische Unterschiede, und die engsten intergenerationellen Beziehungen sind diejenigen zwischen Müttern und Töchtern. Die am wenigsten engsten familialen Generationenverhältnisse zeigen sich zwischen Söhnen und Vätern, und es ist primär auch die Sohn-Vater-Beziehung, welche sich im Zeitverlauf am häufigsten verflüchtigt. Die Geschlechtsspezifik der intergenerationellen Beziehungen ist somit ausgeprägt, und dies betrifft nicht nur die Qualität der Beziehung, sondern auch die gesamte Hilfe und Unterstützung (vgl. Szydlik 2000). Dieses Muster wurde auch bei Auswertungen der SHARE-Daten 2004 festgestellt: „Müttern wird deutlich mehr geholfen, und Töchter helfen etwas mehr als Söhne, so dass die Tochter-Mutter-Dyade auch in punkto Hilfe hervortritt. Darauf folgen Sohn-Mutter und Tochter-Vater-Beziehungen, das niedrigste Hilfeniveau findet sich bei Hilfe von Söhnen an ihre Väter.“ (Brandt 2009: 80).

Zusammenfassend können wir festhalten: Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern zeichnen sich in allen Altersgruppen überwiegend durch eine grosse Verbundenheit aus. Von einem Abbrechen der Generationenbeziehungen nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus kann somit nicht die Rede sein. Und im Gegensatz zu einer häufig geäusserten Ansicht hat das getrennte Wohnen der Generationen nicht zur Schwächung der Solidarität zwischen den Generationen geführt. Falsch ist auch die Ansicht, dass der Ausbau sozialstaatlicher Leistungen die intergenerationelle Solidarität 'untergraben' hätte, es ist eher der Fall, dass familiäre und sozialstaatliche Unterstützung sich gegenseitig ergänzen und verstärken (vgl. Brandt 2009, Haberkern 2009)

C) Enkelkinder: Der Anteil älterer und alter Menschen mit Enkelkinder ist hoch (vgl. Tabelle 1), wobei allerdings die Wahrscheinlichkeit, Enkelkinder zu haben, vom generativen Verhalten zweier Generationen abhängig ist, und namentlich in städtischen Kontexten mit langer Tradition von wenig Kindern ist der Anteil älterer Menschen ohne Enkelkinder beträchtlich. Ältere Menschen mit vielen Enkelkindern entstammen somit überdurchschnittlich stark familial orientierten Milieus. Zudem ist zu beachten, dass der Übergang zur Grosselternrolle, und namentlich zur Grossmutterschaft, vielfach vor Erreichen des AHV-Alters erfolgt. In der Schweiz wurden etwa Frauen der Geburtsjahrgänge 1920-1940 durchschnittlich im Alter von 53-54 Jahren erstmals Grossmutter (Höpflinger, Hummel, Hugentobler 2006).

Die gesellschaftliche Stellung der Grosseltern variiert zudem historisch und kulturell, und im allgemeinen ist das Ausmass an Formalität und Respekt in der Beziehung der Enkelkinder zu ihren Grosseltern direkt mit der Macht der älteren Generation in familiären und gesellschaftlichen Strukturen verbunden. Im Vergleich zu vielen aussereuropäischen Kulturen ist Grosselternschaft in Europa und Nordamerika durch folgende Besonderheiten gekennzeichnet: Erstens leben die verschiedenen Generationen zumeist in getrennten Haushalten, und Drei-Generationen-Haushalte sind relativ selten. Vorherrschend ist heute eindeutig das Muster einer 'multilokalen Mehrgenerationenfamilie' (Bertram 2000). Zweitens bestehen kaum klar formulierte Rechte und Pflichten der Grosseltern. Die Beziehungen zwischen Enkelkindern und Grosseltern beruhen - wie andere verwandtschaftliche Beziehungen - auf Freiwilligkeit und individueller Gestaltung.

Das heutige gesellschaftliche Wertesystem betont klar die persönliche Freiheit und Selbständigkeit der verschiedenen Generationen. Eingriffe der Grosseltern in die Erziehung der Enkelkinder werden zurückgewiesen, wie umgekehrt aber auch die Grosseltern auf ihre Eigenständigkeit und Autonomie gegenüber Interventionen der jüngeren Generation pochen. Diese Tendenz wurde durch den Durchbruch nicht-autoritärer Erziehungsprinzipien verstärkt, und in einer ostdeutschen Studie zeigte sich ein klarer Wandel von einer asymmetrischen zu einer symmetrischen Machtverteilung zwischen Jung und Alt. Damit "wird in den intergenerationalen Interaktionsformen auch verstärkt eine Relativierung der Alterspositionen sichtbar. Das wird auch in der Stellung der ältesten Generation, der Grosseltern, deutlich. Die EnkelInnen werden zu akzeptierten Ansprechpartnern der Grosseltern. Interessant ist auch hier, dass die Verschiebung in der Machtverteilung und damit die Relativierung der Lebensalter von der älteren und der jüngeren Generation gleichzeitig vorangetrieben wird." (Ecarius, Krüger 1997: 156).

Die Grosseltern-Enkelkind-Beziehungen sind daher heute weniger instrumentell-materiell als emotional-psychisch geprägt. Dementsprechend ist die Grosseltern-Enkel-Beziehung stark individualisiert, und das persönliche Verhältnis zu den Enkelkindern variiert stark. Dazu trägt die Tatsache bei, dass das Alter von Frauen und Männern, in denen sie diese Rolle übernehmen, variiert. Je nach Umständen kann eine Frau schon mit 40 oder 45 Jahren zur Grossmutter werden; das heisst zu einem Zeitpunkt, da sie sich beispielsweise um einen beruflichen Wiedereinstieg bemüht und sich deshalb kaum als 'alt und grossmütterlich' fühlt. In diesen Fällen fällt die erste Phase der Grosselternschaft in eine Lebensphase, in welcher ein Grossvater und zunehmend auch eine Grossmutter noch voll beruflich beschäftigt sind. Frauen und Männer, die vergleichsweise früh zu Grosseltern werden, können Mühe aufweisen, sich mit dieser Rolle zu identifizieren, da

Grosselternschaft gesellschaftlich mit Altsein verbunden wird. In anderen Fällen wird eine Frau oder ein Mann erst nach der Pensionierung zur Grossmutter bzw. zum Grossvater. Grosselternschaft nach der Pensionierung erleichtert zwar möglicherweise die Übernahme von Betreuungsaufgaben, aber späte Grosselternschaft ist wiederum mit dem Problem behaftet, dass altersbedingte Behinderungen und Krankheiten die gemeinsamen Aktivitäten mit Enkelkindern einschränken können. Empirische Studien belegen denn eine enge Verknüpfung von Grossmutter-Enkelkontakten sowohl mit dem Alter der Grossmütter als auch mit dem Alter der Enkelkindern (Herlyn, Lehmann 1998).

Lebensbiographisch betrachtet bietet die Geburt von Enkelkindern und ihr Aufwachsen für ältere Menschen eine Gelegenheit, erneut enge, persönliche Kontakte zur jüngsten Generation zu pflegen. Gleichzeitig kann zumindest symbolisch an frühere Lebensphasen angeknüpft werden, wodurch die biographische Kontinuität gestärkt wird. Eine Grossmutter oder ein Grossvater wird im Kontakt mit den Enkelkindern symbolisch mit zwei Kindern konfrontiert; dem Kind aus der Vergangenheit in sich und dem Kind aus der Gegenwart vor sich. Lebensgeschichtliche Erzählungen und die Tradierung des familialen Gedächtnisses sind deshalb bedeutsame Bestandteile in der Beziehung zwischen Grosseltern und Enkelkindern (vgl. Engelhardt 1997).

Die Grosselternrolle ist in verschiedener Hinsicht ein zentrales Element von 'Generativität' in der nachelterlichen Lebensphase: "Generativität bezieht sich sowohl auf die Vermittlung und Weitergabe von Erfahrung und Kompetenz an jüngere Generationen, beispielsweise in der Mentoren- oder der Grosselternrolle, als auch auf eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Aktivitäten, durch die alte Menschen einen Beitrag für das Gemeinwesen leisten, sei es durch 'produktive oder kreative' Tätigkeiten oder durch soziales, kulturelles oder politisches Engagement." (Lang, Baltes 1997: 169). Und die Grosselternrolle ist heute vielfach die einzig sozial akzeptierte Rolle älterer Menschen, in der Elemente der Generativität wie selbstverständlich einfließen können. Eine 1995 in Deutschland durchgeführte Befragung bei 573 Grossmüttern zeigte, dass Grossmutterschaft für alle Grossmütter eine generell hohe subjektive Bedeutung aufweist: "Bei Vorgabe einer zehnstufigen Skala gaben fast vier Fünftel der Grossmütter Werte zwischen sieben und zehn an; nur eine verschwindend geringe Quote (2%) mass der Grossmutterschaft eine geringere Bedeutung als den Wert fünf bei. Es zeigen sich unabhängig von der Kohortenzugehörigkeit bzw. den Altersklassen grundsätzlich affirmative Grundeinstellungen hinsichtlich der Vorstellungen zur Grossmutterschaft." (Herlyn, Lehmann 1998: 32). Selbst erwerbstätige Grossmütter messen dieser Rolle eine hohe Bedeutung zu, wenn auch unter Beachtung der ausserfamilialen Interessen.

In nicht wenigen jungen Familien erfüllen die Grosseltern - und namentlich die Grossmütter - zudem unersetzliche Betreuungsaufgaben. Dies wird namentlich bei jenen Familien deutlich, die auf eine externe Kinderbetreuung angewiesen sind. So zeigt eine Zürcher Studie über junge Familien, dass die Grosseltern und namentlich die Grossmütter einen bedeutsamen Teil der Kinderbetreuung übernehmen. Neben den Eltern der Kinder "waren es hauptsächlich die Grosseltern, welche einen wesentlichen Teil der Kinderbetreuung übernahmen." (Huwiler 1998: 50). So übernahmen beispielsweise schon im ersten Lebensjahr eines Enkelkindes 24% der Eltern der Mutter und 17% der Schwiegereltern regelmässig die Säuglingsbetreuung. Auch für spätere Lebensjahre ergaben sich ähnliche Zahlen.

Die konkrete Ausgestaltung der Grosselternrolle wird allerdings durch diverse Bedingungen bestimmt:

Zum ersten zeigen sich klare geschlechtsspezifische Unterschiede, und Grossmütter sind oft aktiver und engagierter um Enkelkinder bemüht als Grossväter, wobei sich die diesbezüglichen geschlechtsspezifischen Unterschiede in den letzten Jahrzehnten allerdings abgeschwächt haben. Zentral ist zum zweiten die räumliche Distanz zu den jeweiligen Enkelkindern, und mit zunehmender räumlicher Distanz werden Kontakte seltener und auf Ferienzeiten beschränkt (vgl. Höpflinger et al. 2006). Stark räumlich beeinflusst wird sachgemäss die regelmässige Kleinkinderbetreuung durch die Grosseltern. Bedeutsam ist zum dritten das Alter der Enkelkinder (und damit verbunden das Alter der Grossmutter). So vermindern sich die Kontakte und vor allem

die gemeinsamen Aktivitäten zwischen Grosseltern und Enkelkindern teilweise mit dem Heranwachsen der Enkelkinder. Teenager erleben neben der Ablösung von den Eltern oft auch eine gewisse Ablösung von der Grosselterngeneration, und die meisten Aktivitäten mit Enkelkindern ergeben sich, wenn die Enkelkinder zwischen sieben und elf Jahren sind (Herlyn, Lehmann 1998: 36). Dies schliesst nicht aus, dass Grosseltern unter Umständen von Teenagern und Jugendlichen als zusätzliche Vertrauenspersonen benützt werden, insbesondere wenn sich Jung und Alt gegenüber der mittleren Generation zu einer Allianz zusammenschliessen (und Teenager etwa via Grosseltern über die 'Jugendsünden' ihrer eigenen Eltern erfahren).

Insgesamt betrachtet leistet die Grosselterngeneration somit beträchtliche soziale, unterstützende und teilweise finanzielle Unterstützung zugunsten den jüngeren Generationen (Kinder und Enkelkinder). Sowohl die französische Drei-Generationen-Studie (Attias-Donfut 1995) als auch der deutsche Alterssurvey (Hoff 2007) belegen die Bedeutung der persönlichen, aber auch der finanziellen Unterstützung, welche Grosseltern an junge Familien leisten. Gleichzeitig sind heute etwa gemeinsame Ferien von Grosseltern und Enkelkindern häufiger als früher. Dies hängt sicherlich mit der besseren Gesundheit älterer Menschen zusammen, wodurch aktive Grosseltern-Enkelkind-Kontakte überhaupt erst möglich wurden. Allerdings können Enkelkinder im hohen Alter zwar wichtige Bezugspersonen sein, aber als Unterstützungspersonen treten sie kaum in Erscheinung. Der Wert der Beziehungen zu Enkelkindern liegt auch im hohen Lebensalter mehr im sozio-kulturellen Austausch als in instrumenteller Unterstützung.

Werden heranwachsende Enkelkinder und ihre Grosseltern über ihre persönliche Beziehung zur jeweilig anderen Generation befragt, wird eine durchaus lebendige und mehrheitlich positiv eingeschätzte Beziehung sichtbar, und Grosseltern – und vor allem aktive, gesunde und an der Jugend interessierte Grosseltern – bleiben auch für heranwachsende Enkelkinder oftmals wichtige familiäre Bezugspersonen (vgl. Höpflinger et al. 2006). Die heutige Bedeutung von Grosseltern für Schulkinder und Jugendliche besteht oft gerade darin besteht, dass Grosseltern jenseits von Schul- und Berufsstress stehen. Damit können sie Kindern und Jugendlichen im Idealfall etwas anbieten, was in allen anderen Lebensbereichen mangelhaft ist: Zeit, Gelassenheit und eine soziale Beziehung, die sich ausserhalb von schulischem Stress und Problemen des Heranwachsenden verortet. Diese neue Beziehungsqualität – Grosseltern als generalisierte Bezugspersonen – erfordert allerdings von der älteren Generation die Einhaltung zweier zentraler Grundregeln der intergenerativen Kommunikation: Zum ersten basiert die Qualität der Beziehung von Grosseltern zu Enkelkindern nicht unwesentlich darauf, dass intime Themen des Heranwachsenden ausgeblendet werden. Zum zweiten ist – gerade bei heranwachsenden Enkelkindern – ein Engagement ohne starke Einmischung zentral (vgl. Höpflinger 2009).

D) Geschwister: Während die vertikalen familialen Generationenbeziehungen (Grosseltern-Eltern-Kinder) auch in modernen Gesellschaften ihre zentrale Bedeutung beibehalten haben, sind die horizontalen Verwandtschaftsbeziehungen generell weniger bedeutsam, und zwar gilt dies in allen Lebensphasen. So sind Kontakte mit Schwager, Schwägerin, Neffen, Nichten sowie Cousins oder Cousinen deutlich seltener, und dasselbe gilt teilweise für Kontakte zu Geschwistern (vgl. Nave-Herz 2009).

Interessanterweise kann auch eine Mehrheit alter Menschen weiterhin auf Geschwister zurückgreifen. Zwar ist die Zahl an Geschwister eher gesunken, aber da sie länger leben, steigt die Zahl alter Menschen ohne Geschwister nur langsam an. Und selbst im Alter von 80 Jahren hat eine bedeutende Mehrheit noch mindestens einen Bruder oder eine Schwester (vgl. Tabelle 1). Selbst die jüngste Generation hat häufiger Geschwister als oft vermutet wird, und Auswertungen von Volkszählungsdaten lassen erkennen, dass selbst 77% der 1993 geborenen Kinder im Alter von acht Jahren zumindest einen Bruder bzw. eine Schwester aufwiesen (vgl. Wanner, Haug 2005). Sachgemäss häufen sich im hohen Lebensalter die Verluste an Geschwistern, und eine Längsschnittstudie bei 340 Genfer und Walliser Frauen und Männer im Alter zwischen 80 und 84 Jahren zeigt, dass innerhalb von 30 Monaten 18% einen Bruder bzw. eine Schwester verloren. Der

Anteil von Betagten, welche noch mindestens einen Bruder oder eine Schwester aufwiesen, sank in dieser Zeit von 74% auf 61%.

Soweit vorhanden, können Geschwister in späteren Lebensjahren eine spezielle Bedeutung einnehmen, da die Geschwister mit zu den langjährigen familialen Beziehungen gehören. Vor allem nach dem Tod der Eltern nehmen Geschwister teilweise (erneut) eine wichtige Stellung ein: Einerseits weisen Geschwister – im positiven wie negativen Sinne – eine gemeinsame familiäre Herkunft auf, und andererseits sind Geschwister – weil meist etwa der gleichen Generation angehörend – mit denselben Fragen des Alterns konfrontiert. Geschwisterbeziehungen vermitteln damit sozusagen zwischen familialer Vergangenheit und biographischer Gegenwart. Frühere Geschwisterrivalitäten – so die Beobachtung – treten in späteren Lebensphasen meist in den Hintergrund. In einigen Fällen führt erst das Alter zu einer intensiven und befriedigenden Geschwisterbeziehung, namentlich zwischen Schwestern (vgl. Connidis 1989, 1992; Scott 1990). Die Tendenz, dass primär Frauen die familialen Beziehungen pflegen, tritt aber auch bei den Geschwisterbeziehungen zutage, und ältere Schwestern haben im allgemeinen intensivere Beziehungen zueinander als Brüder, und nach der geographischen Distanz ist das Geschlecht der wichtigste Faktor für Geschwisterkontakte im Alter (vgl. Connidis 1989, 1992).

E) Freundschaften: Ausserfamiliale Vertrauenspersonen können für unverheiratete oder kinderlose alte Menschen zentral sein, um fehlende familiäre Kontakte zu kompensieren. Langjährige Freundschaftsbeziehungen mit Gleichaltrigen können aber auch für verheiratete Menschen bedeutsam sein, z.B. weil nahe Freundinnen als Vertrauenspersonen eine Diskussion ehelicher Probleme ermöglichen, oder weil beim Zusammensein im Freundeskreis wichtige Ereignisse aus der eigenen Vergangenheit wach gehalten werden. Im Gegensatz zu familialen Beziehungen beruhen Freundschaften auf Freiwilligkeit. Enge Freundschaften sind deshalb meist durch langjährige gemeinsame Interessen geprägt. Obwohl im allgemeinen primär die affektiv-emotionale Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen betont wird, können Freunde und Freundinnen auch in praktischer Hinsicht hilfreich sein, z.B. durch die Bereitstellung kleiner Alltagshilfen, wie Begleitung bei Einkäufen, Beratung bei administrativen Problemen usw.

Zum Verhältnis von Freundschaftsbeziehungen und familial-verwandschaftlichen Beziehungen bestehen drei unterschiedliche Modellvorstellungen (vgl. Budowski et al. 1995): Im ersten Modell wird der kompensatorische Charakter des Freundschaftsnetzes betont, und es wird davon ausgegangen, dass Freunde fehlende oder schlechte familiäre Beziehungen ersetzen. Im zweiten Modell wird der eigenständige Charakter des Freundschaftsnetzes betont. Nach diesem Modell handelt es sich um ein zusätzliches soziales Netz, das spezifische Aufgaben erfüllt. Das dritte Modell geht davon aus, dass das Freundschaftsnetz ein soziales Netz ist, das in Kumulation mit anderen sozialen Netzen (Nachbarschaft, Familie) funktioniert. Diese kumulative Relation kann sich daraus ergeben, dass analoge soziale Ressourcen und Kompetenzen gleichermassen zur Stärkung familialer und nichtfamilialer Kontakte eingesetzt werden.

Soziologische Argumente sprechen dafür, dass es sich beim Freundschaftsnetz in vielerlei Hinsicht um ein eigenständiges Netzwerk handelt. Die These von der eigenständigen Bedeutung freundschaftlicher Beziehungen stützt sich auf allgemeine soziologische Beobachtungen zu Freundschaftsbeziehungen in modernen Gesellschaften: Zum einen handelt es sich um Beziehungen, die ausgeprägt auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhen (Adams, Bliessner 1989; Allan 1989). Zum anderen ist soziale Homogamie (gleiche Altersgruppe, gleiche Interessen und ähnlicher Lebensstil) namentlich bei engen Freundschaften ein zentrales Merkmal. Freundschaften entstehen und stabilisieren sich häufig aufgrund gemeinsamer Lebensvorstellungen und -erfahrungen (Crohan, Antonucci 1989: 135; Jerrome 1984; Litwak 1989, Stiehler 2009).

Eine hohe Homogenität zeigt sich denn auch bezüglich des Alters (wie etwa in einer deutschen Untersuchung von Freundschaftsnetzwerken sichtbar wurde (vgl. Schaub 2002)). Entsprechend handelt es sich bei (engen) Freunden vielfach um relativ Gleichaltrige. Nach den Ergebnissen der

Berliner Altersstudie waren von den insgesamt 6'833 Freunden der 516 befragten 70-103-jährigen Personen nur rund fünf Prozent mehr als zwanzig Jahre jünger (vgl. Schütze 1997). Entsprechend zeigen sich im hohen Lebensalters mortalitätsbedingte Verluste (welche vielfach nicht ersetzt werden)

Die Definition eines engen Freundes bzw. einer engen Freundin und die soziale Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen unterliegen sachgemäss sozio-kulturellen Unterschieden, und daher sind die in verschiedenen Ländern durchgeführten Forschungsarbeiten zum Thema 'Freundschaft im Alter' nicht ohne weiteres zu verallgemeinern. So werden in den USA häufig Personen als Freunde bezeichnet, die in Nord- und Mitteleuropa höchstens als nähere Bekannte angesehen werden. Aus diesem Grund ist der Anteil von Personen, die angeben, keine Freunde zu haben, in deutschsprachigen Ländern (Deutschland, Österreich) deutlich höher als in den USA oder Italien (vgl. Höllinger, Haller 1990: 114). Freundschaft ist somit keine objektive Messgrösse, sondern eine soziale Konstruktion, dessen Bedeutung je nach Lage (Alter, Geschlecht usw.) variieren kann. Kritische Lebensereignisse können dabei nicht nur zu neuen Freundschaften führen (z.B. wenn hilfsbereite Nachbarn zu FreundInnen avancieren), sondern sie tragen oft auch zur Reaktivierung bisheriger Freundschaftsbeziehungen bei (Litwak 1985). Was die angeführte Zahl naher Freunde betrifft, bestehen im allgemeinen kaum geschlechtsspezifische Unterschiede (vgl. Schütze, Lang 1993: 216). Geschlechtsspezifische Unterschiede betreffen eher die Qualität und die Gestaltung von Freundschaftsbeziehungen.

Die in Tabelle 1 aufgeführten Daten illustrieren, dass die grosse Mehrheit der älteren Menschen auf Freunde zurückgreifen können, wobei bei den über 64-Jährigen der Medianwert an angeführten Freunden bei vier engen Freundesbeziehungen liegt. Eine signifikante Reduktion des Freundeskreises wird erst bei den zuhause lebenden 80-jährigen und älteren Befragten sichtbar. Mit steigendem Lebensalter erhöht sich der Anteil an Befragten, die keine engen Freunde aufweisen, da Freunde - wie erwähnt oftmals Gleichaltrige - im hohen Alter häufiger schon verstorben sind. Die Unterschiede nach Altersgruppe können neben lebenszyklischen Effekten (Absterben der Freunde) allerdings auch kohortenbezogene Differenzen (weniger Gewicht von Freundschaften gegenüber familialen Beziehungen in älteren Geburtskohorten) widerspiegeln. So wurde in der Genfer und Walliser Vergleichsstudie deutlich, dass sich das Freundschaftsnetz älterer Menschen zwischen 1979 und 1994 signifikant ausgeweitet hat: Der Anteil von RentnerInnen mit zwei oder mehr engen Freunden ist in beiden Regionen (Genf, Zentralwallis) angestiegen, wogegen sich der Anteil älterer Menschen ohne enge Freunde reduziert hat. Während 1979 im Zentralwallis 38% der 65-jährigen und älteren Menschen keine engen Freunde nannten, waren es 1994 nur noch 23%. Demgegenüber hat sich der Anteil derjenigen mit zwei oder mehr engen Freunden von 50% auf 64% erhöht. Analog verlief die Entwicklung in Genf, wo der Anteil älterer Menschen ohne enge Freunde zwischen 1979 und 1994 von 37% auf 19% sank. Der Anteil der Befragten mit zwei oder mehr Freundschaftsbeziehungen erhöhte sich hier von 51% auf 71% (Lalive d'Epinau et al. 2000). Dieser Prozess zu vermehrten Freundschaftsbeziehungen hat sich auch in den letzten Jahren fortgesetzt. So sank etwa der Anteil an 75-79-Jährigen ohne enge Freunde zwischen 1999 und 2007 von 26% auf 16%.

Im Rahmen eines 1992 durchgeführten Forschungsprojektes 'Förderung sozialer Unterstützung und Gesundheit in der Stadt (SUGES)' in drei Quartieren der Stadt Zürich bei Frauen und Männern im Alter zwischen 75 und 90 Jahren, welche in einem eigenen Haushalt leben und dabei in mehr oder weniger starkem Masse auf Hilfe angewiesen waren, wurde denn auch kein kompensatorischer Effekt zwischen familialen und freundschaftlichen Beziehungen deutlich (vgl. Budowski et al. 1995). Ob Menschen im Alter nahe Freunde bzw. Freundinnen aufweisen, hing zudem kaum allein mit dem Alter oder der familialen Situation zusammen. Die Zahl naher Freunde erwies sich vom Vorhandensein eines Partners bzw. einer Partnerin oder von den Generationenbeziehungen (Kinder, Enkelkinder) als unabhängig. Es zeigte sich einzig ein leicht positiver Zusammenhang zwischen der Zahl guter verwandtschaftlicher Beziehungen und der Zahl naher Freunde. Auch Auswertungen der

Daten des Schweizerischen Haushaltspanels 2007 widerlegen die These, Freunde primär komplementär zu Angehörigen bedeutsam sind. Zwischen wahrgenommener Unterstützung durch Verwandte und Unterstützung durch Freunde zeigt sich eine positive Beziehung ($r = .33$ bezüglich praktischer Unterstützung und $r = .35$ bezüglich emotionaler Unterstützung).

Hingegen erhöht ein tiefer Bildungsstatus (und bei Frauen ein tiefes Einkommen) die Gefahr, ohne Freunde alt zu werden, wogegen die Zahl angegebener naher Freunde positiv mit Bildungsstatus und negativ mit Alter assoziiert war. Empirische Studien bestätigen immer wieder die positive Beziehung zwischen sozialer Schicht (namentlich Bildungsstatus) und der Zahl naher Freunde (vgl. Diewald 1986; Höllinger, Haller 1993: 115). Sowohl Schulbildung als auch (Haushalts-)Einkommen sind mit der Grösse des Freundschaftsnetz assoziiert, und zwar hauptsächlich in der Richtung, dass ältere Menschen mit geringem sozialen Status weniger Freunde angeben. Für den Unterhalt eines breiten Freundeskreises scheint ein gewisser sozialer Status bzw. die mit Status verbundenen Ressourcen und Kompetenzen notwendig zu sein.

Mit zunehmender Zahl naher Freunde nehmen ältere Personen häufiger an Vereinsanlässen oder Quartieraktionen teil bzw. aktiv teilnehmende ältere Menschen weisen mehr nahe Freunde aus). Ein (breites) Freundschaftsnetz ist auch im Alter allgemein mit sozialer Integration assoziiert. So wurde etwa schon in der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie eine positive Relation zwischen Freundesrolle und aktivem, erfolgreichem Altern festgestellt: "Hohe Aktivität in der Freundesrolle fand sich gepaart mit stärkerer Initiative (Besuche machen), stärkerem 'Aufgreifen von Chancen' und höheren Werten in den Persönlichkeitsmerkmalen Anregbarkeit, Aktivität, Zufriedenheit und Stimmung." (Lehr, Minnemann 1987: 90). Zudem erleichtert das Vorhandensein vieler naher Freund/innen die Teilnahme an Aktivitäten im Quartier, da gemeinsam ausgegangen werden kann. Oder pointierter formuliert: Nur wer enge Freunde hat, wagt sich auch im Alter an öffentliche Anlässe. Freunde bzw. Freundinnen sind im Alter nicht nur als Vertrauenspersonen wichtig, sondern vielfach auch als Begleitpersonen, namentlich für ausserhäusliche Aktivitäten (vgl. Connidis, Davies 1990). Diese Funktion von Freund/innen ist in städtischen Verhältnissen mit als bedrohlich erlebten öffentlichen Räumen besonders bedeutsam.

Insgesamt wird deutlich, dass das Freundschaftsnetz einen eigenständigen Charakter aufweist, wogegen die These eines kompensatorischen Verhältnisses von familialen und freundschaftlichen Beziehungen keine Unterstützung findet. Dabei steht zu erwarten, dass Freundschaftsbeziehungen im höheren Lebensalter weiter an Bedeutung gewinnen werden, vor allem auch für jene Generationen, welche schon seit ihrer Kindheit und Jugend stark auf 'peer-group'-Verhalten sozialisiert wurden.

F) Nachbarschaftskontakte: Die Nachbarschaft ist zumeist nicht gewählt, sondern vorgegeben (selbst wenn die Möglichkeit besteht, seine Nachbarschaft durch Wohnortwechsel zu ändern). Geographische Faktoren führen zudem dazu, dass der Begriff 'Nachbarschaft' in ländlichen und städtischen Gebieten unterschiedlich weit gefasst wird. Und die hohe Mobilität auch unter älteren Menschen hat zu einer geographischen Ausweitung der Sozialbeziehungen über die Grenzen der unmittelbaren Nachbarschaft beigetragen. Heutige AltersrentnerInnen sind deutlich mobiler als frühere Rentnergenerationen, was unter anderem durch den Besitz eines privaten Automobils ermöglicht wird. Während in der deutschsprachigen Schweiz 1978 erst ein Viertel (25%) der über 64-jährigen Menschen über ein privates Auto verfügten, waren es 2008 schon gut zwei Drittel (65%) (vgl. Höpflinger 2009: 104).

Die Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen variieren sachgemäss je nach Wohnortdauer, aber auch je nach Quartierstruktur und Wohnverhältnissen. Umgekehrt wird die Wohnortsverbundenheit im Alter negativ durch Nachbarschaftskonflikte beeinflusst, und ältere Menschen, die häufig Ärger mit anderen Hausbewohnern und Nachbarn anführen, fühlten sich signifikant weniger häufiger mit ihrer Wohngegend verbunden (vgl. Höpflinger 2009).

Es fällt jedoch auf, dass nicht wenige ältere Menschen diesbezüglich Lücken wahrnehmen, und in der gesamtschweizerischen Univox-Befragung 2004 bejahte ein Drittel (33%) der 65-84-jährigen SchweizerInnen, kaum nähere Kontakte zu Nachbarn zu pflegen. Die Angaben in Tabelle 1 illustrieren ebenfalls, dass zwar eine bedeutsame Mehrheit enge und gute Nachbarschaftskontakte pflegt, dass aber eine beträchtliche Minderheit - etwa 38% der 75-79-Jährigen - hier Lücken empfindet. Der relativ hohe Anteil älterer Menschen ohne gute Nachbarschaftskontakte kann verschiedene Gründe aufweisen: Erstens kann die heute hohe Verkehrsmobilität auch im Alter dazu beitragen, dass unmittelbare Nachbarschaftskontakte weniger gepflegt werden, sondern dass milieuspezifische Kontakte ausserhalb der Nachbarschaft oder frei wählbare Sozialbeziehungen (Freunde) bevorzugt werden. Zweitens kann soziale und wirtschaftliche Dynamik (Einwanderung, und rascher Wechsel der Wohnbevölkerung) die Kontakte alter Menschen zu ständig wechselnden Nachbarn reduzieren. Drittens kann die Enge des Zusammenlebens verschiedener Bevölkerungsgruppen in einem Wohnblock zu intergenerationellen Konflikten oder Missverständnissen beitragen, usw.

Im allgemeinen kann davon ausgegangen werden, dass Nachbarschaftskontakte umso wichtiger werden, je bedeutsamer die unmittelbare Wohnumgebung wird; sei es wegen Kleinkindern bei jungen Eltern, sei es wegen Mobilitätseinschränkungen bei betagten Menschen. Im Alter können gute Nachbarschaftskontakte nicht nur Sicherheit - etwa gegenüber Gewalt und Einbrüchen - vermitteln, sondern auch intergenerationelle Perspektiven eröffnen. Auch eine funktionierende Nachbarschaftshilfe kann gerade für betagte Frauen und Männer bedeutsam sein (vgl. Meyer, Budowski 1993). Allerdings wird deutlich, dass Nachbarschaftshilfe - soll sie über längere Zeit funktionieren - organisiert und betreut werden muss. Zudem ist Nachbarschaftshilfe in schweren Krisen oder Pflegebedürftigkeit primär kurzfristig von Nutzen, wogegen langfristige Pflege die Nachbarschaftshilfe sozial überfordert (abgesehen davon, dass Nachbarschaftshilfe engen 'Intimitätsschranken' unterworfen ist).

G) Vertrauensperson(en) allgemein: Ein sozial und psychologisch kritisches Ereignis - wichtig bei der Beratung und Pflege alter Menschen - ist namentlich das Fehlen einer Vertrauensperson; sei es aufgrund von ausgeprägter sozialer Isolation oder sei es aufgrund einer psychisch-depressiv bedingten Vereinsamung. Wer als Vertrauensperson gilt, ist weniger bedeutsam, als die Möglichkeit, mit jemanden seine persönlichen Probleme zu teilen.

Die Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragung 2007 verdeutlichen, dass - wenn direkt danach gefragt wird - die allermeisten älteren und alten Menschen zumindest eine Vertrauensperson anführen. Eine Mehrheit stützt sich sogar auf mehrere Vertrauenspersonen. Der Anteil der befragten zuhause lebenden Menschen ohne jede Vertrauensperson steigt mit dem Alter nur leicht an, von 6% bei den 65-69-Jährigen auf 11% bei den 85-jährigen und älteren Personen. Insgesamt ergeben sich kaum klar signifikante Unterschiede zwischen den Altersgruppen, ebenso wie sich der Anteil ohne Vertrauenspersonen zwischen Männern und Frauen nicht unterscheidet. Ein leichter Unterschied zeigt sich einzig darin, dass Frauen leicht häufiger mehrere Vertrauenspersonen angeben, Männer hingegen etwas häufiger nur eine Person. Zu vermuten ist, dass verheiratete Männer häufiger einzig ihre Ehepartnerin als Vertrauensperson angeben, wogegen auch verheiratete Frauen häufiger Freundinnen als Vertrauenspersonen - eventuell auch für Gespräche über Eheprobleme - anführen. Im Gegensatz zu einer häufig geäusserten Meinung sind allein lebende ältere Personen nicht häufiger ohne Vertrauenspersonen als ältere Personen in Zwei- oder Mehrpersonen-Haushaltungen.

H) Kontakte zu jungen Leuten allgemein: Sozialbeziehungen zwischen verschiedenen Generationen beschränken sich heute weitgehend auf vorgegebene familiäre und berufliche Situationen. Während sich die Kontakte zwischen Grosseltern und Enkelkindern in den letzten Jahrzehnten eher intensiver und enger wurden, sind die ausserfamilialen Kontakte zwischen jungen und älteren Menschen im allgemein recht locker und punktuell.

Diese Tatsache wird in den in Tabelle 3 aufgeführten Befragungsdaten einer schon etwas älteren, aber interessanten deutschen Erhebung illustriert: Nach eigenen Angaben haben weniger als zehn Prozent der unter 30-jährigen Menschen häufige ausserfamiliale und ausserberufliche Kontakte mit den über 60-Jährigen. Umgekehrt gibt ebenfalls eine klare Mehrheit der über 60-jährigen Befragten an, ausserhalb der Familie selten oder nie mit 15 bis 30-jährigen Menschen Kontakte zu pflegen.

Tabelle 3:

Kontakte zwischen Jung und alt - bundesdeutsche Befragung 1999

Frage „Man hat ja im Alltag mit Leuten aus unterschiedlichen Altersgruppen zu tun. Wie häufig haben Sie eigentlich selbst mit Leuten zu tun, die über 60 Jahre alt sind?“

	in Familie			Ausserhalb Familie/Beruf oder Ausbildung		
	1	2	3	1	2	3
Befragte im Alter:						
15-20 J.	33%	35%	32%	4%	27%	69%
21-29 J.	44%	13%	43%	10%	27%	63%
30-59 J.	58%	16%	26%	19%	32%	49%
60-69 J.	50%	18%	32%	47%	19%	34%
70+ J.	44%	12%	44%	45%	28%	17%

Wie häufig haben Sie mit Leuten zu tun, die zwischen 15 und 30 alt sind?

	in Familie			Ausserhalb Familie/Beruf oder Ausbildung		
	1	2	3	1	2	3
Befragte im Alter:						
15-20 J.	82%	6%	12%	95%	4%	1%
21-29 J.	77%	8%	15%	87%	8%	6%
30-59 J.	67%	13%	20%	48%	22%	30%
60-69 J.	50%	12%	38%	19%	23%	58%
70+ J.	39%	30%	31%	14%	24%	62%

Antwortkategorien: 1: häufige Kontakte, 2: ab und zu Kontakte, 3: selten oder nie, *: nicht mehr relevante Frage bzw. viele Befragte ohne Angaben.

Basis: 1014 zufällig ausgewählte Personen im gesamten Bundesgebiet ab dem 15. Lebensjahr,

Quelle:

SIGMA (1999) Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft, Stuttgart: Sozialministerium Baden-Württemberg.

Die im allgemeinen lockeren Beziehungen zwischen Jung und Alt im Alltagsleben sind eng mit der Tatsache verknüpft, dass heute jede Generation weitgehend ihr eigenes, selbständiges Leben führt; eine Situation, die im übrigen wesentlich zur Verringerung offener Generationenkonflikte beiträgt. Selbständig zu leben ist ein Wert, den nicht nur die Jungen betonen, sondern der auch bei der älteren Generation im Vordergrund steht. „Jung und Alt treffen sich also im wesentlichen innerhalb und kaum ausserhalb von Familien.“ (Filipp, Mayer 1999: 23) Lockere ausserfamiliale Generationenkontakte werden durch eine ausgeprägte sozio-kulturelle Segregation verstärkt, indem speziell im Freizeit-, Konsum- und Werbebereich altersspezifische Zielgruppen angesprochen und gepflegt werden. In einer langlebigen Gesellschaft kann diese altersspezifische Segregation zwar

offene Generationenkonflikte reduzieren, gleichzeitig aber zu unterschwelligem Missverständnissen und Stereotypen der verschiedenen Generationen untereinander beitragen.

Gesamtbild

Werden familiäre und außerfamiliäre Sozialbeziehungen älterer Menschen insgesamt betrachtet, ergibt sich gegenwärtig folgendes Bild:

Insgesamt weist nur eine geringe Minderheit der zuhause lebenden älteren und alten Menschen keine oder nur schwache Sozialbeziehungen auf. Nur eine relativ geringe Minderheit älterer und alter Menschen kann sozial als eindeutig isoliert (und vereinsamt) eingestuft werden. Häufiger ist eine Tendenz zur sozialen Isolation, sei es aufgrund einer Konzentration der Sozialbeziehungen auf wenige Bezugspersonen, sei es aufgrund eines mobilitätsbedingten Rückzugs auf Wohnung. So zeigt sich, dass fast zwei Fünftel der 75-jährigen und älteren Menschen wenig externe soziale Kontakte aufweisen (bzw. weniger als einmal wöchentlich Freunde, Bekannte oder Kollegen treffen).

Zwar steigt der Anteil sozial isolierter Menschen mit steigendem Alter an, aber vielfach ist es nicht das Alter an sich, sondern schon früher vorhandene soziale Lücken, welche im hohen Alter zu sozialer Isolation beitragen. So zeigt auch die Berliner Altersstudie, dass das kalendarische Alter als Erklärungsfaktor für Einsamkeitsgefühle insignifikant wird, wenn affektive und soziale Verhaltensvariablen einbezogen werden (Wagner et al. 1999: Tab. 10.4).

Menschen im Alter sind somit häufig gut in soziale Netzwerke integriert, dabei handelt es sich jedoch häufig entweder um Familienmitglieder oder gleichaltrige Freundschaften. Auch die Mehrzahl der über 80-jährigen Menschen bleibt familial oder freundschaftlich integriert, allerdings zeigt sich im hohen Lebensalter oft eine verstärkte Konzentration auf wenig Angehörige oder ausgewählte Freunde. Die gegenwärtig größten Lücken zeigen sich bezüglich engen Nachbarschaftskontakten sowie außerfamiliären Generationenbeziehungen

Literatur

- Adams, Rebecca G.; Blieszner, Rosemary (eds.) (1989) *Older Adult Friendships: Structure and Process*, Newbury Park: Sage.
- Allan, Graham (1989) *Friendship: Developing a Sociological Perspective*, Boulder: Westview.
- Attias-Donfut, Claudine (ed.) (1995) *Les solidarités entre générations. Vieillesse, familles, état*, Paris: Ed. Nathan.
- Bengtson, Vern L.; Roberts, R. E. L. (1991) Intergenerational solidarity in aging families: An example of formal theory construction, *Journal of Marriage and the Family*, 53: 856-870.
- Bertram, Hans (2000) Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland: Die multilokale Mehrgenerationenfamilie, in: Martin Kohli, Marc Szydlik (Hrsg.) *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen: Leske & Budrich.
- Borchers, Andreas; Mira, Stephanie (1993) *Zwischen Enkelbetreuung und Altenpflege. Die mittlere Generation im Spiegel der Netzwerkforschung*, Frankfurt: Campus.
- Brandt, Martina (2009) *Hilfe zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich*, Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Budowski, Monica; Höpflinger, François; Meyer, Peter C. (1995) Freundschaft und freundschaftliche Unterstützung bei leicht behinderten Betagten, Forschungsbericht Nr. 6/95 der Abteilung für Psychosoziale Medizin, Zürich.
- Cantor, Marjorie H. (1979) Neighbors and friends: An overlooked resource in the informal support system, *Research on Aging*, 1: 434-463.
- Cantor, Marjorie H. (1991) Family and community: Changing roles in an aging society, *The Gerontologist*, 31: 337-346.
- Connidis, Ingrid A. (1989) Contact Between Siblings in Later Life, *The Canadian Journal of Sociology*, 14,4: 429-442.

- Connidis, Ingrid A. (1992) Life Transitions and the Adult Sibling Tie: A qualitative study, *Journal of Marriage and the Family* 54: 972-982.
- Connidis, Ingrid A.; Davies, Lorraine (1990) Confidants and Companions in Later Life: The Place of Family and Friends, *Journal of Gerontology: Social Sciences* 45: S141-S149.
- Crohan, Susan E.; Antonucci, Toni C. (1989) Friends as a Source of Social Support in Old Age, in: Rebecca G. Adams; Rosemary Blieszner (eds.) *Older Adult Friendships: Structure and Process*, Pp. 129-146, Newbury Park: Sage.
- Diewald, Martin (1986) Sozialkontakte und Hilfeleistungen in informellen Netzwerken, in: Wolfgang Glatzer, Regina Berger-Schmitt (Hrsg.) *Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe*, Pp. 51-84, Frankfurt: Campus.
- Diewald, Martin (1993) Hilfebeziehungen und soziale Differenzierung im Alter, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 45,4: 731-754.
- Ecarius, Jutta; Krüger, Heinz-Hermann (1997) Machtverteilung, Erziehung und Unterstützungsleistungen in drei Generationen - Familiäre Generationenbeziehungen in Ostdeutschland, in: Lothar Krappmann, Annette Lepenies (Hg.) *Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*, Frankfurt: Campus: 137-160.
- Engelhardt, Michael von (1997) Generation, Gedächtnis und Erzählen. Zur Bedeutung des lebensgeschichtlichen Erzählens im Generationenverhältnis, in: Eckart Liebau (Hrsg.) *Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft*, Weinheim: Juventa: 53-76.
- Filipp, Sigrun-Heide; Mayer, Ann-Katharina (1999) *Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen*, Stuttgart: Kohlhammer.
- Haberkern, Klaus (2009) *Pflege in Europa. Familie und Wohlfahrtsstaat*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Herlyn, Ingrid; Lehmann, Bianca (1998) Grossmutterschaft im Mehrgenerationenzusammenhang. Eine empirische Untersuchung aus der Perspektive von Grossmüttern, *Zeitschrift für Familienforschung*, 10,1: 27-45.
- Hoff, Andreas (2006) Intergenerationale Familienbeziehungen im Wandel, in: Clemens Tesch-Römer, Heribert Engstler, Susanne Wurm (Hrsg.) *Altwerden in Deutschland. Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 231-287.
- Hoff, Andreas (2007) *Functional Solidarity between Grandparents and Grandchildren in Germany*, Working Paper 307, Oxford: Oxford Institute of Ageing.
- Höhn, Charlotte; Pollard, John H. (1992) Persönliche Gewohnheiten und Verhaltensweisen und Sterblichkeitsunterschiede nach dem Familienstand in der Bundesrepublik Deutschland, *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18: 415-433.
- Höllinger, Franz; Haller, Max (1993) Kinship and Social Networks in Modern Societies: A cross-cultural comparison among seven nations, *European Sociological Review*, 6: 103-124.
- Höpflinger, François (1994) *Frauen im Alter - Alter der Frauen*, Zürich: Seismo-Verlag (1997 2.Aufl.).
- Höpflinger, François (1999) *Generationenfrage. Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen*, Lausanne: Réalités Sociales.
- Höpflinger, François (2000) Lebenslagen im Alter aus der Sicht der Schweiz, in: Gertrud M. Backes; Wolfgang Clemens (Hrsg.) *Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen*, Leske & Budrich: Opladen: 75-91.
- Höpflinger, François (2009) Beziehungen zwischen Grosseltern und Enkelkindern, in: Karl Lenz; Frank Nestmann (Hrsg.) *Handbuch Persönliche Beziehungen*, Weinheim: Juventa: 311-335.
- Höpflinger, François (2009) Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter, *Age Report 2009*, Zürich: Seismo.

- Höpflinger, François, Hugentobler, Valérie (2005) *Familiale, ambulante und stationäre Pflege im Alter. Perspektiven für die Schweiz*, Bern: Huber
- Höpflinger, François; Stuckelberger, Astrid (1999) *Demographische Alterung und individuelles Altern. Ergebnisse aus dem NFP 32 'Altern'*, Zürich: Seismo.
- Huwiler, Kurt (1998) *Das soziale Netz von Familien mit Kleinkindern - eine verlorengegangene Ressource?*, in: Marie Meierhofer-Institut für das Kind (Hrsg.) *Startbedingungen für Familien. Forschungs- und Erlebnisberichte zur Situation von Familien mit Kleinkindern in der Schweiz und sozialpolitische Folgerungen*, Zürich: Verlag Pro Juventute: 37-67.
- Jerrone, Dorothy (1984) *Good Company: The Sociological Implications of Friendship*, *Sociological Review* 32: 696-718.
- Kohli, Martin; Künemund, Harald; Motel, Andreas; Szydlik, Marc (2000) *Generationenbeziehungen*, Martin Kohli; Harald Künemund (Hrsg.) *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*, Opladen: Leske & Budrich: 176-211.
- Künemund, Harald; Hollstein, Betina (2000) *Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke*, in: Martin Kohli; Harald Künemund (Hrsg.) *Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey*, Opladen: Leske & Budrich: 212-276.
- Lalive d'Epinay, Christian; Bickel, Jean-François; Maystre, Carole; Riand, Jean-François; Vollenwyder, Nathalie (1997) *Les personnes âgées à Genève 1979-1994. Santé, famille, réseaux d'aide et de soins*, *Les cahiers de la santé*, No. 8, Genève: Dép. de l'action sociale et de la santé.
- Lalive d'Epinay, Christian; Bickel, Jean-François; Maystre, Carole; Vollenwyder, Nathalie (2000) *Vieillesse au fil du temps 1979-1994. Santé, situations de vie, formes de participation et visions du monde des personnes âgées en Suisse*, Lausanne. *Réalités sociales*
- Lalive d'Epinay, Christian; Maystre, Carole; Bickel, Jean-François; Vollenwyder, Nathalie; Haggmann, Herrmann-Michel, Michel, Jean-Pierre; Riand, Jean-François. (1997) *Un bilan de santé de la population âgée. Comparaison entre deux régions de Suisse et analyse des changements sur quinze ans (1979-1994)*, *Cahiers médico-sociaux*, 41:109-131.
- Lang, Frieder R. (2000) *Endings and continuity of social relationships: Maximizing intrinsic benefits within personal networks when feeling near to death?* *Journal of Social and Personal Relationships*, 17, 157-184.
- Lang, Frieder R. (2007) *Motivation, Selbstverantwortung und Beziehungsregulation im mittleren und höheren Erwachsenenalter*, in: Hans-Werner Wahl, Heidrun Mollenkopf (Hrsg.) *Altersforschung am Beginn des 21. Jahrhunderts. Alters- und Lebenslaufkonzeptionen im deutschsprachigen Raum*, Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft: 307-322.
- Lang, Frieder R.; Baltés, Margret M. (1997) *Brauchen alte Menschen junge Menschen? Überlegungen zu den Entwicklungsaufgaben im hohen Lebensalter*, in: Lothar Krappmann, Annette Lepenies (Hg.) *Alt und Jung. Spannung und Solidarität zwischen den Generationen*, Frankfurt: Campus: 161-184.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009) *Handbuch Persönliche Beziehungen*, Weinheim: Juventa.
- Lehr, Ursula; Minnemann, Elisabeth (1987) *Veränderung und Qualität sozialer Kontakte vom 7. bis 9. Lebensjahrzehnt*, in: Ursula Lehr, Hans Thomae (Hrsg.) *Formen seelischen Alterns. Ergebnisse der Bonner Gerontologischen Längsschnittstudie*, Pp. 80-91, Stuttgart: Enke.
- Litwak, Eugene (1985) *Helping the Elderly: The complementary roles of informal networks and formal systems*, New York/London: Guilford Press.
- Litwak, Eugene (1989) *Forms of Friendship among Older People in an Industrial Society*, in: Rebecca G. Adams; Rosemary Bliessner (eds.) *Older Adult Friendships: Structure and Process*, Pp. 65-88, Newbury Park: Sage.
- Messeri, Peter; Silverstein, Merrill; Litwak, Eugene. (1993) *Choosing optimal support groups: A review and reformulation*, *Journal of Health and Social Behavior*, 34: 122-137.

- Meyer, Peter C. (2000): Rollenkonfigurationen, Rollenfunktionen und Gesundheit. Zusammenhänge zwischen sozialen Rollen, sozialem Stress, Unterstützung und Gesundheit, Opladen: Leske + Budrich.
- Meyer, Peter C.; Budowski, Monika (Hrsg.) (1993) Bezahlte Laienhilfe und freiwillige Nachbarschaftshilfe, Zürich: Seismo.
- Nave-Herz, Rosemarie (2009) Geschwisterbeziehungen, in: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hrsg.) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa: 337-351.
- Perrig-Chiello, Pasqualina (1997) Wohlbefinden im Alter. Körperliche, psychische und soziale Determinanten und Ressourcen, Weinheim: Juventa.
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François; Suter, Christian (2008) Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich: Seismo.
- Schaub, Johannes (2002) Freundschaftsnetzwerke in den neuen Bundesländern. Eine vergleichende empirische Untersuchung, Frankfurt: Peter Lang.
- Schütze, Yvonne (1997) Generationenbeziehungen: Familie, Freunde und Bekannte, in: Lothar Krappmann, Annette Lepenies (Hrsg.) Alt und Jung: Spannung und Solidarität zwischen den Generationen, Frankfurt: Campus: 97-111.
- Schütze, Yvonne; Lang, Frieder R. (1993) Freundschaft, Alter und Geschlecht, Zeitschrift für Soziologie, 22,3: 209-220.
- Scott, Jean Pearson. (1990) Sibling Interaction in Later Life, in: Timothy H. Brubaker (ed.) Family Relationships in Later Life, Pp. 86-99, Newbury Park: Sage (2nd. edition).
- SIGMA (1999) Generationenkonflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft, Stuttgart: Sozialministerium Baden-Württemberg.
- Stiehler, Steve (2009) Freundschaften unter Erwachsenen, in: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hrsg.) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa: 383-401.
- Szydlik, Marc (2000) Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen: Leske & Budrich.
- Wagner, Michael; Schütze, Yvonne; Lang, Frieder R. (1999) Social Relationships in Old Age, in: Paul B. Baltes, Karl Ulrich Mayer (ed.) The Berlin Aging Study. Aging from 70 to 100, Cambridge: University Press: 287.
- Wanner, P., Haug, W. (2005), Trajectoires de vie des enfants et des familles: une analyse des données longitudinales issues du recensement et de l'état civil, NFP 52-Projektbericht (Nr. 405240-69065), Genève: Université de Genève (mimeo.).

Letzte Aktualisierung: 20. September 2009

Weitere Studentexte zu Alters- und Generationenfragen finden sich unter www.hoepflinger.com